Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 119 (1951)

Heft: 44

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Mgr. Dr. VIKTOR v. ERNST, Kan., Prof. theol., St. Leodegarstraße 9, Luzern. - Tel. 2 02 87
Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstr. 7—9, Telephon 2 74 22. — Abonnementspreise: bei der Expedition bestellt jährlich 13 Fr., halbjährlich 6 Fr. 70 (Postkonto VII 128). Postabonnemente 50 Rp. Zuschlag. Für das Ausland kommt das Auslandporto hinzu. Einzelnummer 30 Rp. — Erscheint am Donnerstag. — Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp. — Schluß der Inseratenannahme Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen.

Luzern, 1. November 1951 **119. Jahrgang • Nr. 44**

Hornussen

Inhaltsverzeichnis: Das Dogma von Chalzedon und unser Heil — Der Pfarrer von Chalzedon — Das Problem der Moraltheologie — Das päpstliche Hilfswerk genannt «La Pontificia Commissione di Assistenza» — Durch Demut groß: Maria-Victoria-Theresia Couderc 1805—1885 — Lichtbildervorträge über den Vorderen Orient — Das Labyrinth des Bauernproblems — Mitteilung — Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel —

Das Dogma von Chalzedon und unser Heil

In der Enzyklika «Sempiternus Rex», vom 8. September 1951, hat uns der Heilige Vater an das Konzil von Chalzedon erinnert, das vor 1500 Jahre, am 22. Oktober 451, den Christusglauben der Kirche gegen damalige Irrlehren feierlich verkündete.

Aber — so kann man hören —, was interessieren uns Menschen von heute die «abstrakte» Lehre von den zwei Naturen in der einen Personen Christi, die man ja glaubt, und jene Lehrstreitigkeiten des 5. Jahrhunderts, die einem recht «byzantinisch» vorkommen? Wir staunen freilich über die Heftigkeit der damaligen Kontroverse. Politische Gegensätze, klerikale Eifersüchteleien, persönliche Interessen, philosophisch-sprachliche Differenzen lassen die Geschichte von Chalzedon als eine sehr verwickelte und recht menschliche Angelegenheit erscheinen. Man berichtet sogar, daß die Konzilsteilnehmer erst unter dem Druck der 19 kaiserlichen Kommissare zu einer Einigung gelangten. Aber der Heilige Geist wachte über die Kirche Christi, so daß (trotz und inmitten aller Menschlichkeiten) der wahre Christusglaube treu weitergegeben und genau formuliert wurde. Dieser Glaube bildet aber die unentbehrliche Grundlage unseres Heiles. Ja, gerade die Heilsbedeutung des gottmenschlichen Geheimnisses Jesu erklärt die Leidenschaft, mit der die Kirche das festhält und verteidigt, was Gott ihr darüber geoffenbart hat: es ist zugleich das Geheimnis ihrer eigenen Existenz und unseres Heiles.

Das Konzil betont die persönliche Einheit Christi in der Person des ewigen Gottessohnes. «Folgend also den heiligen Vätern, lehren wir alle einstimmig, daß der Sohn, unser Herr Jesus Christus, ein und derselbe sei. Der eine und selbe ist vollkommen der Gottheit und vollkommen der Menschheit nach... Der eine und selbe ist wesensgleich dem Vater der Gottheit nach und wesensgleich auch uns seiner Menschheit nach... Wir bekennen einen und denselben Christus, den Sohn, den Herrn, den Einziggeborenen... Wir bekennen nicht einen in zwei Personen getrennten und zerrissenen, sondern einen und denselben einziggeborenen Sohn, das göttliche Wort, den Herrn Jesus Christus...» (Neuner / Roos, Der Glaube der Kirche in den Urkunden der Lehrverkündigung [1949, 3. Auflage] 157 f.). Daran hängt unser Heil. Wenn Jesus Christus nicht eine Person, die Person des ewigen Wortes Gottes ist, wie kann ich da noch an mein Heil glauben? Wenn nicht der Gottessohn selbst für mich geboren, gestorben, auferstanden und aufgefahren ist, sondern eben nur ein Mensch, der mit dem Gottessohn zusammen wohnte und lebte, so bin ich nicht erlöst; so bin ich nicht aufgenommen in Gott und nicht beschenkt mit dem Geist; so ist die Kluft zwischen Gott und Mensch nicht überwunden. Wäre Jesus als Person nicht der Gottessohn selbst, so könnte er uns nicht Göttliches, sondern eben nur Menschliches geben. Unsere tiefste Not, die Not des beschränkten und sündigen Menschen, die Not der Sünde und des Todes lastete immer noch auf uns. Unser ganzes Glauben und Leben wäre ein ungeheurer Irrtum, die Frohbotschaft von der Erlösung ein leeres und lächerliches Wort. «Wer überwindet die Welt, wenn nicht derjenige, der glaubt, daß Jesus der Sohn Gottes ist?... Gott hat uns das ewige Leben gegeben. Und dieses Leben ist in Seinem Sohn. Wer den Sohn hat, der hat das Leben; wer den Sohn nicht hat, der hat auch das Leben nicht» (1 Joh. 5, 5 und 11 ff.).

Aber der Lehrentscheid von Chalzedon richtet sich besonders gegen die Monophysiten, die in Christus die Gottheit so sehr betonten, daß sein wahres und ganzes Menschsein geschwächt erschien. Darum betont das Konzil: «Der eine und selbe (Jesus Christus) ist vollkommen der Gottheit und vollkommen der Menschheit nach, wahrer Gott und wahrer Mensch, bestehend aus einer vernünftigen Seele und dem Leibe. Der eine und selbe ist wesensgleich dem Vater der Gottheit nach und wesensgleich auch uns seiner Menschheit nach, ‚er ist uns in allem ähnlich geworden, die Sünde ausgenommen' (Hebr. 4, 15). Vor aller Zeit wurde er aus dem Vater gezeugt seiner Gottheit nach, in den letzten Tagen aber wurde derselbe für uns und um unseres Heiles willen aus Maria, der Jungfrau, der Gottesgebärerin, der Mensch-

heit nach geboren...» (a. a. O.). Diese Feststellung ist ebenso wichtig wie die erste. Ja, genau gesehen, ergibt sich erst von hier aus die echt christliche Prägung unseres Glaubens. Die Menschheit Christi ist nicht bloßer Schein; das wäre Doketismus. Sie ist nicht nur Bild oder Zelt oder Glied der göttlichen Person; das wäre Apollinarismus. Die Vereinigung von Gott und Mensch in Christus geschah auch nicht so, daß Gottheit und Menschheit verschmelzen und nur noch eine gottmenschliche Natur bilden; das wäre Monophysitismus. Sondern: «Wir bekennen einen und denselben Christus, den Sohn, den Herrn, den Einziggeborenen, der in zwei Naturen unvermischt, unverwandelt, ungetrennt und ungesondert besteht. Niemals wird der Unterschied der Naturen wegen der Einigung aufgehoben, es wird vielmehr die Eigentümlichkeit einer jeden Natur bewahrt, indem beide in eine Person und Hypostase zusammenkommen» (a. a. O., 158). Jesus Christus ist und bleibt ein wahrer und echter und ganzer Mensch: mit menschlichem Leib und menschlicher Seele, mit menschlichem Bewußtsein und Wollen und Lieben, mit menschlichen Freuden und Leiden; im vollen Sinn ein Mensch wie wir, «die Sünde ausgenommen» (Hebr. 4, 15). Diese echte und ganze Menschheit Christi hat ihre eigene Funktion. Als Menschgewordener ist Jesus unser Bruder; ja nicht nur ein Mensch wie wir, sondern d e r Mensch, der neue Mensch, der neue Adam. Alles, was dieser Mensch Jesus denkt und will, vollzieht und erleidet, das denkt und will und vollzieht und erleidet er in realer Schicksalsverbundenheit mit uns; also in realer Lebens-, Todes- und Auferstehungsgemeinschaft mit uns. Eben dadurch sind wir — grundsätzlich gesehen — erlöst: d. h. aufgenommen in die Gemeinschaft des Lebens und Sterbens, der Auferstehung und Himmelfahrt dieses Menschen Jesus, der Gott ist — und der dadurch uns mit dem ewigen Gott verbindet und uns das göttliche Leben schenkt. Es kommt darauf an, ob von uns Menschen gilt, was von Jesus berichtet wird; ob wir Menschen, unser Geschlecht und unser Fleisch, damals in Jesus gestorben und auferstanden und aufgefahren sind. Ein Heiland, der nicht wahrhaft der unsere ist, nützte uns nichts. Mit der echten Menschheit Jesu steht und fällt seine erlösende Mittlerschaft und Mittlertat. «Einer ist Gott, einer auch Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Christus Jesus, der sich selbst zur Erlösung für uns alle dahingegeben hat» (1 Tim. 2, 5 f.).

Dieser Eigenwert der Menschheit Christi scheint im Frömmigkeitsleben nicht immer und überall genügend beachtet. So, wie bekannt, in der griechisch-russischen und in einigen orientalischen Liturgien. In bewußter Reaktion gegen den Arianismus sieht und verehrt man da Jesus vorwiegend als den Gott-Erlöser, auf der Seite Gottes allein, so daß sogar der urchristliche Gebetsschluß «Durch Deinen heiligen Knecht Jesus» gestrichen wurde. — Ähnlich denken und handeln praktisch aber auch viele Christen unserer Lande und Zeiten. Auch für sie steht Jesus nur auf der Seite Gottes. Namentlich seit dem Mittelalter neigt das gläubige Volk immer wieder dazu, in Jesus nurmehr den «göttlichen (!) Heiland», den ewigen Gottessohn, ja den «lieben Gott» zu sehen. Auch sein irdisches Leben und menschliches Sein wird vielfach als etwas Himmlisches, Ätherisches, Außerordentliches dargestellt. Man denke an so manche Legenden und Bilder der volkstümlichen Andachtsliteratur. Das echte und ganze Menschsein des Erlösers verschwindet praktisch aus dem lebendigen Bewußtsein dieser Gläubigen. Sie beten zu Jesus als dem menschgewordenen Gottessohn, aber kaum mehr mit und durch Jesus zum Vater. Sie verkehren mit Jesus als dem göttlichen Erlöser, aber kaum mehr mit Jesus als dem menschlich wahren Bruder und Mittler. Sie vergessen praktisch den «einen Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Menschen (!) Christus Jesus» (1 Tim. 2, 5). So ist auch ihre Frömmigkeit in der Wurzel bedroht. Sie kreist um den unendlichen Gott und um die eigenen Sünden. Heilsangst und Sündenfurcht werden zu ihren Leitmotiven. Zwischen Gott und Mensch tut sich ein leerer Raum auf, den dann eine mehr oder weniger große Schar von Heiligen ausfüllen muß. Kein Wunder, daß diese Christen auch das liturgische Beten der römischen Kirche nicht mehr verstehen: «Durch Jesus Christus unseren Herrn.» Ist es übertrieben, wenn wir meinen, daß gar viele fromme Seelen und überhaupt eine gewisse Frömmigkeitsart bei uns heutzutage an einem (unbewußten!) Monophysitismus leiden? Jedenfalls scheint eine gründliche Auswertung des chalzedonischen Dogmas in Predigt und Seelsorge auch in unserer Zeit recht aktuell.

Luther meinte einmal: «Was interessiert mich die Lehre von den zwei Naturen in der einen Person des Gottmenschen! Wenn ich nur weiß, daß Jesus mein Erlöser ist!» Ähnlich denken und sprechen heute gar manche reformierte und katholische Christen. Sie übersehen, daß Jesus eben nicht wahrhaft unser Erlöser ist, wenn er nicht die göttliche und die menschliche Natur in seiner göttlichen Person vereinigt. Je nachdem man im Geheimnis Christi die Menschheit oder die Gottheit ausschließlich oder einseitig betont, ist das ganze Geheimnis unserer Erlösung verzeichnet, ist auch die christliche Frömmigkeit in ihrer Grundlage gefährdet. Daß «der eine und selbe Jesus Christus» zugleich wahrer Gott und wahrer Mensch, zugleich unser Bruder und unser Herrgott ist, das bleibt die Wurzel unserer Erlösung und die Quelle unseres Heiles.

Dr. Paul Hitz

Der Pfarrer von Chalzedon

Die Christenheit gedenkt in diesen Tagen des vierten allgemeinen Konzils zu Chalzedon, das vor 1500 Jahren am 8. Oktober in der Kirche der hl. Euphemia eröffnet wurde. Weder früher noch später hat der Orient eine so große Anzahl von Bischöfen (520—630) beisammen gesehen. Vor Jahren hatte der Schreibende Gelegenheit, sich einige Monate mit der amerikanischen Kommission für Byzantinologie zur Entzifferung von griechischen Inschriften in der herrlichen Stadt am Goldenen Horn aufzuhalten. Tessiner Künstler aus Moskau hatten vor rund 200 Jahren alle die christlichen Embleme von der Hagia Sophia verschwinden lassen. Sie übertünchten sie in einer so wundervollen Art, daß die Nachwelt ihnen dafür nie genug dankbar sein kann. Denn das war der beste Weg zu ihrer sehr guten Erhaltung.

Ins Priesterhaus der Cathédrale du St. Esprit kam in jenen Tagen öfters ein älterer, von der Last der Jahre etwas gebeugter Priestergreis. Es war der katholische Pfarrer von Kadiköy. Kadiköy ist das geschichtliche Chalzedon — ein asiatischer Vorort von Istanbul, zugleich das Villenviertel am Bosporus und am Marmarameer. Es hat mich tief beeindruckt, wie ich dort das erste Mal über dem Torbogen eines kleineren Gotteshauses die Umschrift «Calcedonense» las. Das also ist der Ort, auf dessen Boden sich so viele Kirchenfürsten des 5. Jahrhunderts zum vierten allgemeinen Konzil zusammenfanden. Zeitlos wird man in diesem heimeligen, heiligen Raum. An dieser ehrwürdigen Stätte wurde — damals in einem mächtigen Gotteshaus — in der fünften Sitzung am 22. Oktober das Bekenntnis ausgesprochen: «Wir lehren alle

einhellig einen und denselben Sohn, unsern Herrn Jesus Christus, vollkommen nach der göttlichen und vollkommen nach der menschlichen Natur, wahren Gott und wahren aus der vernünftigen Seele und dem Leibe bestehenden Menschen, wesensgleich dem Vater der Gottheit nach und wesensgleich auch uns der Menschheit nach, in zwei Naturen ohne Beimischung, ohne Zerreißung und Zertrennung, indem der Unterschied der Naturen keineswegs wegen der Einigung aufgehoben, vielmehr die Eigentümlichkeit jeder Natur gewahrt ist, und beide nur in eine Natur und Hypostase zusammenkommen.» Im Kircheninnern wird ein uraltes Kreuz aufbewahrt. Ob es wohl schon Zeuge dieses großen kirchengeschichtlichen Ereignisses war? Von diesem Kirchlein auf so ehrwürdigem Konzilsboden strahlt heute noch eine unsichtbare Gnade in die Welt hinaus. Manchmal war ich beim Pfarrer von Chalzedon. Grieche von Geburt, sprach er ein gutes Französisch. Meistens hauste er allein in seinem ärmlichen Pfarrheim. Ganz ungriechisch war seine tadellose Ordnung allüberall. Wie gesammelt er seine hl. Messe las! Einer Säule gleich verharrte er mindestens 15 Minuten in der Danksagung. Niemand wagte ihn in diesen Augenblicken zu stören. Bei allen Schichten der Bevölkerung war er seiner Leutseligkeit, seiner einfachen Vornehmheit wegen sehr geachtet. Oft sind wir miteinander durch Straßen und Gassen dieses großen Gebietes gegangen, kannte er doch alle die geschichtlichen Punkte, welche in irgendeiner Form an die 675 vor Christus durch die Megarer erfolgte Gründung der Stadt erinnerten, bis Nikomedes II. einen Teil der Bevölkerung 140 vor Christus nach Nikomedien überführte. Wie oft putzte er sein uraltes Brillengestell mit einem nicht modernen rötlichen Taschentuch, wenn wir in den herrlichen Meerbuchten von Haidar-Pascha die Ereignisse des religiösen Orients besprachen. «L'esprit du concile, der Geist der Kirchenversammlung», sagte er mir oft, «ist hier in Kadiköy immer noch lebendig. Selten haben wir in einer Stadt im Orient so viel Christen wie hier. Die Assumptionisten haben da ein Seminar, die venezianischen Mechitaristen verfügen über ein blühendes Kolleg, die Freischule der französischen Schulbrüder wird außerordentlich gut besucht. Ein griechisches christliches Lyzeum ist vorhanden. Die ehrwürdigen Väter Kapuziner arbeiten mit. Wir haben hier auch die ‚Dames de Sion', die Assumptionistinnen, die Schwestern der Unbefleckten Empfängnis. Sie arbeiten im Geiste des Konzils von Chalzedon.» Immer wieder denke ich an den damaligen ehrwürdigen Priestergreis, den Pfarrer von Chalzedon. In der Ewigkeit wird er unterdessen diese Kirchenfürsten gesehen haben, die an seinem «Calcedonense» damals teilnahmen. Mögen die positiven Ergebnisse dieses Konzils noch heute im Osten wie im Westen reiche seelische Früchte bringen! Immer wieder sehe ich den runden Torbogen über dem kleinen, so bedeutsamen Gotteshaus auf asiatischer Erde mit den großen Lettern «Calcedonense».

Viktor von Hettlingen

Das Problem der Moraltheologie

Jede Wissenschaft setzt ihr Objekt voraus. Wenn daher vom Problem der Moraltheologie gesprochen wird, so will das nicht etwa in ungesunder und skeptischer Problematisierung dieses Objekt der Moraltheologie oder gar diese selber in Frage stellen, sondern das Objekt der Moraltheologie nur genau ins Auge fassen, umschreiben und anhand dieser Präzisierung zeigen, ob und wie sich das Problem der Moraltheologie stellt. Es wird sich erweisen, daß damit eine ganze Reihe von Fragen aufgeworfen werden können, so daß man das Thema auch so formulieren könnte: Probleme der Moraltheologie. Das wäre freilich nicht so gemeint und zu verstehen, daß damit etwa eine Auswahl und Zusammenstellung verschiedener, besonders heute aktueller und akuter Fragen der speziellen Moraltheologie visiert und geboten werden sollte, sondern vielmehr so, daß in verschiedenen Problemen der Moraltheologie sich immer wieder und immer nur ein anderer Aspekt ein und derselben Fragestellung spiegeln sollte, in den Problemen der Moraltheologie also sozusagen in prismatischer Strahlenbrechung ein und dasselbe Problem der Moraltheologie *) zerlegt würde.

I.

Man kann sich je nachdem verwundern oder nicht verwundern darüber, daß das Problem der Moraltheologie zur Diskussion steht. Die Moraltheologie selber scheint doch kein Problem zu sein, wenn sie auch Probleme aufwirft. Wissenschaftliche Diskussionen haben jedoch ebensogut wie seelsorgerliche Erfahrungen der Praxis, und zwar in gegenseitiger interessiver Begegnung, den einen oder anderen Gesichtspunkt der Fragestellung zum Bewußtsein bringen können. Das Problem ist schon tangiert, ja grundsätzlich aufgeworfen, wenn das Verhältnis der Moraltheologie zur Moral visiert wird. Das mag sonderbar erscheinen, wenn und weil man kurzschlüssig geneigt und gewohnt ist, Moraltheologie und Moral miteinander nicht nur zu verbinden, was selbstverständlich ist, sondern sogar gleichzusetzen, was unzulässig ist und das Problem geradezu aufgeworfen hat, weil die Moral ein viel weiterer Begriff und Bereich ist als die Moraltheologie.

Die Moraltheologie ist, wie das gesamte Christentum überhaupt, wie es konkret in Erscheinung tritt, das Produkt der mehr oder weniger gut verstandenen Lehre Jesu Christi, sowie aller Einflüsse und Geistesströmungen, mit welchen sie sich auseinandersetzen mußte, eine Frucht sowohl der Treue wie der Untreue zu Christus, und dies unbeschadet sowohl der Unfehlbarkeit wie der Heiligkeit der Kirche. Die Moraltheologie macht eine Krise durch, und zwar nicht etwa die praktische Moral, wo die Krise als Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit permanent ist, sondern die theoretische Moral, die Erkenntnis sowohl wie die lehrhafte Darbietung der Grundsätze des christlichen Lebens. Sertillanges hat diesbezüglich geschrieben: In der Moral ist der Katholizismus von heute am schwächsten. Was das christliche Leben angeht, so leben wir in einem Jahrhundert der Heiligen. Seit den Tagen der Urkirche hat es wohl kaum jemals so viel Eifer, Reinheit und Heiligkeit in einer Elite gegeben wie heute, trotz der Entchristlichung in weiten Bereichen. Das Malaise entsteht jedoch gerade aus der Elite heraus, welche eine packendere und begeisterndere Darbietung der Moral wünscht. Das ist ein erster und ernster, grundlegender Vorwurf an die Adresse der Moral, und zwar von oben bis unten. Die Gegner beglückwünschen sich dazu und sehen darin ein Zeichen, daß sich das Christentum überlebt hat und den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit nicht entspricht. Die guten Christen sind darüber betrübt und ärgern sich darüber. Aber beide, Freund und Feind

* Vgl. zu den nachfolgenden Ausführungen: Jacques Leclercq, L'enseignement de la morale chrétienne. Les editions du vitrail, Paris, 1950.

sind sich einig in der Kritik: Veraltete, abstrakte Lehre, die nicht packt und begeistert, konventionelle Sprache, nicht nur fremdes Vokabular, sondern auch fremde Fragestellungen historischer Museumsstücke. Man hat den Eindruck einer bloßen oder doch vorherrschenden Verbotsmoral, Barrieren sind kennzeichnend, nicht ein zündender, mitreißender Appell, ein Aufruf zu Adel und Größe.

Wir fragen uns demgegenüber, ob denn die gute alte Moraltheologie nicht die wahre Moral gewesen sei und gelehrt habe, ob man sich denn Jahrhunderte lang getäuscht habe, ob die Lehrer der Kirche von einst die Lehre Christi nicht recht verstanden und dargeboten haben, ob man erst heute das wahre Christentum entdecken müsse? Was christlich ist, ist doch nicht neu, und was neu ist, ist doch nicht christlich? Trotzdem hält man daran fest, daß die konventionelle Moral zu wenig dynamisch ist, zu wenig Elan und Eroberungsgeist zeigt, konservativ, zurückhaltend, kontrollierend wirkt. Das scheint die offizielle Moral zu sein, um von der Erbauungsliteratur zu schweigen, die ein Kapitel für sich darstellt. Darauf wird jedoch sauer reagiert. Das wird nicht assimiliert. Wie ist das zu erklären, gekommen und zu beurteilen?

Vielleicht ist dafür an die Spezialisierung der einzelnen Disziplinen in der theologischen Wissenschaft mit ihrer relativen Autonomie und Isolierung zu erinnern und damit an die Bedeutung der theologischen Enzyklopädie. Eine spezialisierte Theologie macht und ein parzelliertes Studium hat Mühe, eine Gesamtschau und Einheit zu entdecken. Selbst im eigenen Bereich der Moraltheologie sind natürliche Ethik und Offenbarungsmoral nicht aufeinander abgestimmt. Ebenfalls ist die dem jungen Theologen parallel zur theologiewissenschaftlichen Ausbildung gebotene Einführung in das geistliche Leben nicht auf die wissenschaftliche Theologie abgestimmt. Die Moraltheologie erscheint als die Moral schlechthin.

Die christliche Moral ist ohne Zweifel zuerst und vor allem die Moral Christi. Wo bietet man nun in der Moraltheologie die Moral Christi, die christliche Konzeption des Lebens, die eigene und eigentliche Berufung des Christen, die ihn unterscheidet vom Nichtchristen? Man sucht das vergebens. Dabei ist die Moral doch in einem wahren Sinne das ganze Christentum: Sittlichkeit und Religion sind korrelativ, die Moral verpflichtet zu Religion, die Religion fordert sittliche Haltung. Das Heil, das Christus gebracht hat, ist nicht nur eine Wahrheit, die geglaubt werden muß, sondern vor allem eine Größe, die verwirklicht werden muß. Christus ist vor allem ein Lehrmeister des Lebens. Sein Jünger ist daher vor allem, wer im Geiste und nach dem Vorbilde Christi lebt. Das bedingt eine Umwandlung des Lebens im Innern, die sich kundgibt im Äußeren, in Haltung und Handlung. Die Moral schließt das Dogma ein, setzt es voraus und wächst daraus hervor, ist angewandtes und gelebtes Dogma. Was die Moral zur christlichen Sittenlehre macht, ist das Dogma. Moral ohne Dogma würde die Sittenlehre und das sittliche Leben entchristlichen und säkularisieren. Das ist versucht worden, indem man sowohl das Christentum vom Leben als auch das Leben vom Christentum trennte. Dem muß entgegengehalten und entgegengewirkt werden: Das Christentum hat seinen Mittelpunkt in der Moral und die Moral ihren Mittelpunkt im Christentum. Die christliche Moral ist die Handlungsnorm, die aus der Gesamtheit der von Christus geoffenbarten Wahrheiten resultiert. Hier beginnt das Drama der Lehre der Moral. Christus hat seine Lehre um des Lebens willen gelehrt. Dogma ohne Leben ist unfruchtbar. Daß dieser Zusammenhang fehlt bzw. zu wenig zum Vorschein kommt, ist eine erste Wurzel des heutigen Malaise.

Als das Christentum Staatsreligion geworden war und alles durchdrang, hatte man den Eindruck, daß alle Welt es kenne und somit keine Notwendigkeit bestehe, es in seinen allgemeinen Linien zu lehren. Man ging dazu über, Einzelheiten zu erforschen und Kontroverspunkte zu bereinigen. Methodisch bedingte das Arbeitsteilung und Spezialisierung. Aber keine Einzeldisziplin der Theologie gab den Gesamtüberblick über das Christentum. Aus Gründen der Orthodoxie rückte die genaue Darlegung und Widerlegung der Häresie an die erste Stelle, aber man kümmerte sich wenig darum, ob das den Gläubigen interessiere, sein Leben erleuchten und leiten könne. Was unterscheidet den Katholiken vom Häretiker? Die Rechtgläubigkeit! Der schlechte Katholik ist rechtgläubig, selbst wenn sein Leben im Widerspruch steht mit seinem Glauben; ein guter Häretiker hingegen ist irrgläubig, selbst wenn sein Leben dem Evangelium mehr entsprechen sollte als dasjenige des schlechten Katholiken. Christus hat jedoch seine Wahrheit um des Lebens willen gelehrt. Es darf nicht der Eindruck erweckt werden, der rechte Glauben sei die Hauptsache, oder gar, er genüge allein, oder das Leben passe sich von selber dem rechten Glauben an. Das ist psychologisch falsch, gleich wie pädagogisch Unterricht und Wissen nicht identisch sind mit Erziehung und Charakter. Die sich selber überlassene Lehre hängt in der Luft. Die Moral beginnt daher genau dort, wo das Dogma aufhört, aber ins Leben einmündet: bei der Gnadenlehre. Das Hauptproblem des christlichen Lebens besteht in der Erlangung und Bewahrung der Gnade. Dazu ist unbedingt nötig, die schwere Sünde zu meiden. So konzentriert sich die Moraltheologie auf die Sünde, wird und ist Sündenmoral. Das ist sicherlich eine einseitige und ungefreute, wenn auch in etwa verständliche Entwicklung. Dazu kommt die Funktion der Moraltheologie, Seelsorger heranzubilden für die Spendung der hl. Sakramente, vorzüglich des Bußsakramentes. Da gilt es vor allem, zu präzisieren, was der Gnadenstand verlangt. Beides ist gewissermaßen negativ, jedenfalls aber eine einseitige Optik.

Das Herzstück der Lehre Christi ist die Lehre von der Vaterschaft Gottes. Die Liebe zu Gott erscheint jedoch sehr wenig in Dogma und Moral, obwohl sie die Schlüsselposition des Christentums ist, die herausgestellt werden muß. Die Liebe Gottes zum Menschen und der Menschen zu Gott darf nicht gewissermaßen in einen leeren Raum zwischen Dogma und Moral fallen. Christus hat nur Grundbegriffe der Gnadenlehre gegeben. Paulus hat sie weiter entwickelt. Das übernatürliche Leben ist das kostbarste Gut des Menschen. Dieses Leben zu erwerben, zu bewahren und zu mehren, ist Anfang und Ende, Mitte und Höhepunkt des christlichen Lebens. Daher die Kindertaufe. Damit entfiel jedoch für den mündig werdenden Christen das Problem der Erwerbung der Gnade, der Bekehrung zum Christentum, und an seine Stelle trat dasjenige der Erhaltung bzw. der Wiedererlangung des Gnadenlebens und sein Höhepunkt, die Gnade der Beharrlichkeit, das Sterben im Stande der Gnade. Es entsteht ein statisches Ideal, das nach jenem Minimum frägt, das unbedingt gefordert werden muß, um den Gnadenstand zu erhalten. Um dieser Bewahrung willen sucht man auch nach allen möglichen und unmöglichen Sicherungen. Wie Früchte erhalten werden durch Sterilisierung, so sucht man gewissermaßen die Christen in einem geschlossenen Milieu von allen schädlichen Einflüssen zu isolieren, zu konservieren. In einem solchen Milieu gibt es nicht mehr viel zu erobern. In einem solchen Milieu jedoch wird die

Seele schwach und erschlafft. Es ist ein wahrer circulus vitiosus: Je schwächer die Christen sind, desto mehr muß man sie bewahren und abschließen, und je mehr man sie bewahrt und abschließt, desto schwächer werden sie. Das befriedigt nicht. Man beklagt sich darüber und der Unglaube stigmatisiert und verspottet darin religiöse Dekadenz.

Die wissenschaftliche Arbeitstechnik der Spezialisierung und der relativen Autonomie der einzelnen theologischen fachwissenschaftlichen Disziplinen, die angetönt worden ist, ist schön, ja notwendig, aber in etwa auch gefährlich. Sie klärt das Wissen. Ihr Werkzeug ist die Analyse, welche das Ganze in seine Teile zerlegt und damit die Einheit auflöst, so daß man riskiert, vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr zu sehen. Der erreichte kritische Wendepunkt verlangt Synthese. Die Mängel sowohl des wissenschaftlichen Unterrichtes wie des Kerygmas aller Stufen sind zum Teil eine Konsequenz seiner Vollkommenheit. Die Situation kann etwa mit der Anatomie der Medizin verglichen werden, wo je ein Kapitel über das Skelett, das Nervensystem, die Atmungswege, die Muskulatur, den Verdauungskanal usw. handelt, aber keines einen Gesamtüberblick über den Menschen gibt, den man als bekannt voraussetzt. So setzt die Moraltheologie und die Theologie überhaupt den Menschen bzw. den Christen und das Christentum als bekannt voraus. Das ist aber zum mindesten heute eine irrige und unzutreffende Voraussetzung. Jedes Geschlecht muß das Christentum neu kennenlernen. Die vorherrschende Analyse ist nur dann fruchtbar, wenn man zu einer Gesamtschau kommt und sie beherrscht.

Unsere Zeit steht sodann markant unter dem sozialen Vor- und Wahrzeichen. Die christliche Moral nun ist ihrem Wesen nach Individualmoral: das Heil der Seele. Selbst die sozialste Tugend der Nächstenliebe wird in der Moral unter dem individuellen Gesichtspunkte der Selbstvervollkommnung ins Auge gefaßt. Das ist nicht immer so gewesen. Christus selber kam ja nicht, um sich selber zu retten, sondern um die Welt zu erlösen. Der Jünger muß dem Meister nachfolgen. Das Evangelium kommt damit dem modernen sozialen Empfinden entgegen und die Akzentverschiebung ist von Bedeutung. Das Christentum wandelt das ganze individuelle und in dessen Gefolge auch das soziale Leben um. Dieser Hinweis auf die Wirksamkeit des Christentums, grundgelegt in der evangelischen Parabel vom Sauerteig, darf aber nicht pragmatistisch mißverstanden werden. Wir müssen der Moral nicht deswegen folgen, weil sie uns etwas bringt; wir müssen nicht deswegen Christus nachfolgen, weil uns das nützlich ist, sondern weil Christus die Wahrheit, und weil Religion unsere Pflicht ist. Religion ist eine Frage der Wahrheit, nicht des Nutzens, des Vorteiles, der Befriedigung. Christus selber hat von den Früchten gesprochen, an denen man einen Baum erkennt. Gewiß ist das Leben allein noch kein vollgültiger Beweis, wohl aber ein Beweis im Sinne eines Zeichens. Mag dieses intellektuell und rational weniger wichtiger sein als ein Beweis, so kann das Verhältnis psychologisch umgekehrt sein, weil günstige Voraussetzungen geschaffen werden für Aufnahme und Würdigung des eigentlichen Beweises. Das Fehlen des christlichen Lebens könnte gegen die christliche Wahrheit sprechen, wenigstens psychologisch. Allbekannt ist übrigens die apologetische Funktion des moralischen Wunders in der Beweisführung für die Wahrheit des Christentums.

(Fortsetzung folgt.) A. Sch.

Das päpstliche Hilfswerk genannt «La Pontificia Commissione di Assistenza»

I.

Das Böse rufe neuem Bösen, so will ein Volksausspruch es haben. Zum mindesten mit gleicher Berechtigung darf behauptet werden, das Gute zeuge stets weiter Gutes, vervielfache es. Einen Beweis hiefür liefern die heutigen päpstlichen Hilfswerke, zusammengefaßt unter dem Namen: «Pontificia Commissione di Assistenza», abgekürzt PCA. Auf einem Gebiet, zur Linderung einer durch den zweiten Weltkrieg geschaffenen Notlage, hat diese Kommission im April 1944 ihre Tätigkeit begonnen. Heute sind in Italien die drückendsten Kriegsfolgen behoben. Das päpstliche Hilfswerk ist geblieben. Es hat sich aus einem kleinen Samenkorn zu einem großen, viel- und weitästigen Baume entwickelt. Es begnügt sich nicht mehr, nur da einzugreifen, wo die materielle Not dies erheischt. Es ist in den ärmeren italienischen, da und dort auch ausländischen Volksschichten anzutreffen, wo vertiefte religiöse Kenntnisse und der religiöse Beistand, wo ein vermehrter Schulunterricht, eine zukunftssichernde Berufslehre, die Beseitigung sozialer Mißstände dringendste Tagesforderungen geworden sind.

Die PCA. ist am 18. April 1944 durch ein Schreiben des päpstlichen Staatssekretariates ins Leben gerufen worden. Damals galt es, den ihrem Schicksal überlassenen, in den Sammellagern «Torre Gaia», 13 Kilometer östlich von Rom, und in den Fabrikgebäuden der Bredawerke bei Cesano, 37 Kilometer nördlich Roms, untergebrachten italienischen Kriegsflüchtlingen die nötigsten Kleider und Nahrungsmittel zukommen zu lassen. Der italienische Staat war damals nicht in der Lage, dafür aufzukommen. Recht bald wurde diese Hilfeleistung auf alle nach Rom und Umgebung zusammengeströmten, durch das Kriegsgeschehen aus ihrem Heim, vor allem aus der Gegend von Cassino, Vertriebenen ausgedehnt. In Rom konnten, trotzdem die Entbehrungen selber groß geworden waren, durch das päpstliche Hilfswerk überraschend und erfreulich viele Kleider und Eßwaren für diese durch den Krieg brot- und obdachlos gewordenen gesammelt werden. Rom wurde zu diesem Zwecke in 20 Zonen aufgeteilt, in denen die dort gelegenen Pfarrämter die Sammlungen durchführten, die eingegangenen Gaben, auch die von den nordamerikanischen Katholiken geschickten, in bar und in Waren im Gesamtwerte von rund 80 Millionen Lire, an die «profughi», Flüchtlinge, verteilten. Schon im Juni 1944, nach dem Wegzug der deutschen Truppen aus Rom, sah sich das päpstliche Hilfswerk vor eine weitere Aufgabe gestellt. Die in Rom und Umgebung untergebrachten, von ihrem eigenen Herd Verjagten waren festzustellen, auszuscheiden, so weit als möglich heimzuschaffen. Die PCA. hat mit eigenen Motorwagen, mit Zustimmung und unter dem Schutze der anglo-amerikanischen Besetzungsbehörden, über 60 000 Personen nach deren Herkunftsländern und -städten zurückgebracht. Nach dem Kriegsende, Mai 1945, hat sie, wieder mit eigenen Beförderungsmitteln und mit Erlaubnis und unter dem Schutz der Alliierten, von der nördlichen Landesgrenze, besonders vom Brenner her, eine große Anzahl aus der deutschen Kriegsgefangenschaft befreiter, oder in deut-

sche Arbeitslager verschleppt gewesener Italiener, wo es anging, direkt in deren angestammte Wohnorte, sei es an die für sie nächstgelegene, günstige Bahnstation hingeführt. Ein von der PCA. selber bereit- und zusammengestellter Eisenbahnzug, P 1 genannt, der nach dessen Zusammensetzung von den Alliierten freudig begrüßt worden ist, konnte im Oktober 1945 bis Juli 1946 in 19 Fahrten durch ganz Italien von der Nordgrenze weg 20 539 aus dem Ausland zurückgekehrte kranke italienische Kriegsteilnehmer und Kriegsbetroffene heim in ihre Familien bringen.

Im Frühsommer 1939 hatte die damalige faschistische Regierung Kinder der in Tripolitanien niedergelassenen Landsleute für einen Ferien- und Erholungsaufenthalt in ihr Stammland kommen lassen. Der Kriegsausbruch hat sie überrascht und verwehrte ihnen die Heimreise. Der nach Kriegsende anfänglich von der PCA. allein und auf eigene Kosten, sodann in Zusammenarbeit mit der Regierung durchgeführte Rücktransport über das Mittelmeer ermöglichte es ihnen schließlich, ihre in Nordafrika verbliebenen Angehörigen wieder zu begrüßen. Noch heute bezeugen römische Familien, selbst solche, die inzwischen dem Kommunismus sich verschrieben haben, daß während der deutschen Besetzung und noch lange nachher einzig die ihnen vom Vatikan und durch die PCA. verabreichten warmen Suppen und die Lebensmittel sie vor einem allzustarken Hunger bewahrt haben. Im Jahre 1944 hat sodann die PCA. in Rom und im übrigen Italien insgesamt rund 2500 Volksküchen, «Refettori del Papa» genannt, eingerichtet, durch die bis zu deren nicht mehr unbedingt notwendig gebliebenen Weiterbetrieb an die notleidende Bevölkerung völlig gratis Suppen und Nahrungsmittel im Gesamtwerte von einer Milliarde und 644 Millionen Lire ausgeteilt worden sind. Daneben hat die PCA. allein bis Ende 1947 in ganz Italien an bedürftige Einzelpersonen und Familien Eßwaren, Kleidungsstücke und Bargeld in weiterem Werte von 1,5 Milliarden Lire abgegeben. Unterstützt wurden dabei 384 076 Personen. Eine Milliarde entsprechen bei der heute geltenden Lirawährung fast genau 6,6 Millionen Schweizer Franken. 1945 bis 1946 hat sodann die PCA., in Verbindung mit einer alliierten Sonderkommission, durch Verteilen von Medikamenten und von ihr bezahlter ärztlicher Hilfeleistung für die Bekämpfung der Malaria in der pontinischen Ebene bei Rom und im Gebiete von Cassino 199 Millionen Lire = 1 Million 200 000 sFr.. verausgabt. Damit ist das Aufzählen, ohne hier noch anderweitige Einzelheiten anzuführen, der mehr oder weniger kriegsbedingten Leistungen des päpstlichen Hilfswerkes beendet. Neue Wirkungsfelder drängten sich auf: die Fürsorge für Kinder, Heranwachsende, Erwachsene, sogar für die Gräber der Kriegsgefallenen.

Für die Kinder bedürftiger Familien: Im Sommer 1946 hat die PCA. damit begonnen, für diese in den Bergen, im Hügelgelände, am Meere Ferienlager, «Colonie estive», durchzuführen. Im ersten Jahre waren es deren 995 mit rund 256 000 darin betreuten Kindern. Diesen Sommer, 1951, waren es über 3000 Kolonien, in denen in 3 bis 4 Schichten gut 700 000 Knaben und Mädchen je einen Monat lang, oft auch länger, bei reichlicher Kost, besorgter Obhut, bei Spiel, Baden und Wandern sich erholen, ihre Gesundheit stärken konnten, wo ihnen auch das höfliche, rücksichtnehmende Benehmen beigebracht, ihren Schulkenntnissen nachgeholfen, ihr Wissen um die Religion vertieft oder wo nötig geweckt wurde. Neben den Ferienlagern, in denen die Jugendlichen während der ganzen Zeit ihres dortigen Aufenthaltes verweilen, gibt es auch die «Diurne», d. h. die Tageskolonien. Die hier verpflegten Kinder werden mit Camions frühmorgens aus den umliegenden Städten und Ortschaften abgeholt, nach dem Nachtessen in ihre Familien zurückgebracht. Für die Ferienlager, die womöglich immer in der nächsten Nähe eines schattenspendenden Waldes durchgeführt werden, hat die PCA. hiefür passende Gebäulichkeiten gebaut oder erworben, oder es stellen der Staat Schulhäuser und leerstehende Kasernen, kirchliche Institute ihre Häuser, Private ihre Villen dafür zur Verfügung. Tuberkulos Gefährdete, Herzkranke und -schwache, von der «tracoma», einer bösartigen, sehr ansteckenden Augenkrankheit, befallene, sowie «schwierige», schwer erziehbare Kinder werden in eigens für sie eingerichteten Ferienheimen aufgenommen und verpflegt. Die Tracoma-Kranken haben ihr Eigenhaus beim sizilianischen Trapani. Die PCA. hat überdies verschiedenenorts in Italien für die eben genannten und für anderweitig besonders hilfs- und pflegebenötigenden Kinder das ganze Jahr offene, stark beanspruchte Heilstätten gekauft, wo diese bereits vorhanden waren, oder solche neuerstellt. Das vielfach ohne Belöhnung arbeitende Dienst- und Aufsichtspersonal der Kinderheime und -ferienlager, von insgesamt nahezu 75 000 Personen, worunter viele Ordensfrauen, wird auf seine Fähigkeit hin für eine Lagerführung und Mithilfe dabei streng geprüft und ausgewählt. und für seine Aufgaben vorgeschult. Jeder Ferienkolonie ist ein Priester und ein Arzt zugeteilt, und jede wird öfters von dazu berufenen Organen der PCA., aber auch von Beauftragten des Staates inspiziert.

Ein Kind kostet während seines monatlichen ganzzeitlichen Verweilens in einem Ferienlager der PCA. etwa 10 000 Lire, ein nur tagsüber verpflegtes rund 6000, das ganze weitschichtige Unternehmen jährlich beinahe 7 Milliarden. Die Summe wird gedeckt durch die Beiträge von ungefähr je einer Milliarde Lire des italienischen Staates und der Katholiken in Nordamerika, durch private Geldspenden, ferner durch das Ergebnis der in den italienischen Diözesen und Pfarreien veranstalteten Sammlungen. Das päpstliche Hilfswerk erhält auch jedes Jahr für seine Kinder-Sommerkolonien und seine Kinderheime Lebensmittel, Kleider und Wäsche im Wert von rund einer Milliarde aus Amerika und aus Europa zugeschickt. Für den Restbetrag sowie für einen Großteil der Aufwendungen für die permanenten Kinderheime haben die PCA. und der Vatikan aufzukommen. Heute kommt einer Million italienischer Kinder — im ganzen gibt es deren rund drei Millionen — das päpstliche Hilfswerk zugute. Damit aber die Kleinen nach ihrem Ferienmonat in den Kolonien der PCA. nicht wehrlos den Einflüssen ihrer Umgebung, mitunter auch denen ihrer nicht immer religiös und politisch gutgesinnten Familien, ausgeliefert bleiben, sammelt sie das päpstliche Hilfswerk in Abend- und Sonntagschulen und -heimen. Hier werden Wachstum, die Gesundheit sowie der Fortschritt in der Schule kontrolliert; wo angezeigt, wird nachgeholfen, und verbunden mit einem vernünftig fröhlichen Treiben wird alles getan, damit den Kindern der bei ihnen in den Ferienlagern vertiefte oder neugegebene gute Geist erhalten bleibe und erstarke. In zahlreichen Abend- und Sonntagschulen und Jugendhorten der PCA. wird bei Heranwachsenden im Alter von 13 bis 18 Jahren, die leicht von der Straße weggeholt werden können, außerdem für eine bestmögliche berufliche Aus- und Weiterbildung gesorgt. In Rom, in Bozen und in Chiavari sowie im sizilianischen Montelepre-Partenico hat die PCA. sogar je ein permanentes Jünglingsheim eröffnet, in Neapel ein solches für Knaben, in welchem bis jetzt 20 000 Unterricht gefunden haben.

Dr. A. C.

Durch Demut groß: Maria-Victoria-Theresia Couderc 1805-1885

Seligsprechung am 4. November 1951

Als jemand das Bild der Mutter Theres Couderc sah, rief er unwillkürlich aus: Das scheint das Gesicht einer Seele aus dem Fegfeuer zu sein. Tatsächlich haben ungewöhnlich lange und schwere Leiden und Verdemütigungen diesem Antlitz ihre Spuren eingeprägt; dennoch verraten die empfindsamen Lippen keinen Schatten von Bitterkeit, denn alle Leiden wurden in diesem Leben aus Liebe und im Geiste des Glaubens gelitten, den schon der wie aus weiten Fernen kommende Blick der Augen ahnen läßt.

Als Kind (geboren am 1. Februar 1805 im südöstlichen Frankreich) hatte sie oft, zusammen mit ihren elf Geschwistern, den Erzählungen des Vaters gelauscht, wie er zur Zeit der Französischen Revolution am Fenster Ausschau hielt, während in der Scheune oder in nahen Grotten ein Priester heimlich die heilige Messe las; nachher besuchte sie dann mit ihrem um drei Jahre älteren Bruder Jean die Stätten, die den Priestern als Versteck gedient hatten. In kindlichem Spiele tat sie ihrem kleinen Bruder ihre blaue Schürze um die Schultern, damit er, soweit möglich, die Zeremonien der Messe nachahmen und sie ihm dabei dienen könne; tatsächlich sollte ihr Bruder einmal als Priester an den Altar Gottes treten. Maria Victoria selbst faltete oft, an ihrem Bett kniend, die Hände und bat den lieben Gott, daß sie Klosterfrau werden dürfe. Sollte Gott diesen betenden Kinderhänden nicht willfahren? Zunächst setzte der Vater den Bitten des Kindes ein energisches Nein entgegen, weil die kränkliche Mutter auf die Hilfe der ältesten Tochter rechnete. Mit 17 Jahren kam Maria Victoria nach Vans in ein Pensionat, das eine ehemalige Ursuline leitete, die während der Revolution dem Martyrium sehr nahe gewesen war und nur durch den Tod des Robespierre das schon erwünschte und erhoffte Ziel sich wieder entgehen sah. Im Jahre 1825 holte Herr Couderc seine Tochter wieder, daß sie in der Heimatpfarrei Mas-Sablières eine Volksmission mitmache. Der Vater ahnte nicht, daß er damit, unbewußt Werkzeug der wunderbar waltenden Vorsehung Gottes, seine Tochter in Verbindung mit jenem Priester brachte, der bald darauf mit ihr zusammen die Ordensgenossenschaft vom «Zönakulum» gründen sollte. Johann Peter Terme (1791—1834), so hieß der Priester, lebte ganz im Übernatürlichen und hatte ein grenzenloses Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, wenn auch sein Vorgehen vielen als unklug und allzu kühn erschien. Er überwand viele Schwierigkeiten, um Priester zu werden, und wirkte zuerst (1815—1824) in Aps. Dort beauftragte er «Schwester Klara», die zur Pflege ihres kranken Vaters das Kloster hatte verlassen müssen, mit der Gründung einer Genossenschaft von Lehrschwestern. Im Jahre 1824 wurde er nach La Louvesc berufen, wo das Grab des heiligen Volksmissionars P. Franz Régis SJ. (1597 bis 1640) zum Wallfahrtsort für die Gläubigen geworden ist. Von dort aus hielt er, im Verein mit anderen Priestern, Missionen in den umliegenden Pfarreien. Als er nach Sablières kam, sprach ihm Victoria Couderc von ihrem Verlangen nach dem Kloster, und er erwiderte in seiner stürmischen und entschiedenen Art: «Gehen Sie nach Aps!» Er glaubte eine gute Kraft für die Schulen gewonnen zu haben und läßt nicht nach, bis er dem Vater ein wenn auch nicht gern gegebenes Ja abgerungen hatte. Zu seiner Zeit aber wird der Herr der Seelen auch ihm — wie einst den Aposteln auf dem See Genesareth — zu wissen tun, er solle sein Netz nach einer andern Seite hin auswerfen. — Wie der energische P. Terme die Novizinnen in Aps erzog, geht zur Genüge schon aus diesen oft von ihm wiederholten Worten hervor: «Ihr müßt ganz klein werden, so klein, daß alle Welt auf euch herumtreten kann.» In La Louvesc überzeugte er sich bald von der Notwendigkeit, ein eigenes Pilgerhaus für die Frauen zu errichten, um den Gefahren und Ärgernissen vorzubeugen. Der Bischof gab die Zustimmung zu diesem Plan, obwohl seine Berater dem ungestümen Eifer des P. Terme mißtrauten. Dieser aber war sicher, der Anregung des Herrn zu folgen, der reich genug ist, um auch die Mittel zur Ausführung zur Verfügung zu stellen. So begann er den Bau im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und konnte ihn auch, trotz mancher beängstigender Stunden, glücklich vollenden. Zur Verwaltung des Hauses berief er drei Novizinnen aus Aps, darunter Victoria Couderc, die bei der Einkleidung am 27. März 1826 den Namen «Schwester Theres» angenommen hatte. Bald wurde sie auch zur Oberin des Hauses und der Schwestern bestellt, deren Zahl durch die Verlegung des Noviziats von Aps nach La Louvesc bedeutend gestiegen war. Eine von ihnen erklärte: «Die Schwestern alle liebten Mutter Theres ob ihrer großen Demut und ihrer gewissenhaften und vorbildlichen Befolgung der heiligen Regel.» In den Wintermonaten ging das Ordensleben in Louvesc seinen Gang mit jener Großmut, die z. B. auch die eisige Kälte und den spürbaren Hunger gern zu tragen bereit war. Als aber im Sommer die Pilgerscharen zum Grab des heiligen P. Régis kamen, da war das Haus ständig ganz überfüllt mit Leuten, «die so ungebildet waren, daß man keine Ordnung aufstellen konnte». Deshalb tat Mutter Theres alles, um den Gründer zu überzeugen, daß unter solchen Umständen ein Ordensleben unmöglich war. Sie erreichte schließlich, daß nur mehr jene Frauen aufgenommen werden sollten, die bereit waren, in Sammlung und Stillschweigen ein «Triduum» oder eine «Novene» zu machen. Es brauchte dann nur noch einen Schritt, nämlich die Umwandlung der Triduen in regelrechte ignatianische Exerzitien, und die besondere Eigenart des neuen Instituts war gegeben. Diesen Schritt tat P. Terme, als im Jahre 1832 die Jesuiten nach La Louvesc kamen. Der Gründer machte bei einem von ihnen die ignatianischen Exerzitien und war so davon beeindruckt, daß sein Entschluß gefaßt war: Auch im Régis-Haus in La Louvesc sollten Exerzitien gegeben werden, und zwar auch für einzelne, wie es sich der hl. Ignatius ursprünglich gedacht hatte. Exerzitien für Frauen könnten aber wohl am besten Frauen selbst geben, die ihnen jedenfalls manches sagen können, was ihnen Männer, und seien es Priester, kaum zu sagen vermögen. — Seiner stürmischen Art entsprechend, befahl P. Terme noch am Abend des letzten Tages seiner Exerzitien einigen Schwestern, sie müßten selbst Exerzitien machen und dann sofort den Pilgerinnen Exerzitien geben. Die guten Schwestern taten im Gehorsam, was sie konnten, waren sich aber bewußt, wie unzulänglich ihr Versuch war. Dennoch erklärten sich die Pilgerinnen sehr zufrieden und sprachen den Vorsatz aus, im nächsten Jahre wieder zu kommen. — So hatten P. Terme und M. Theresia Couderc, eigentlich ohne es zu wissen und zu wollen, einem neuen Institut das Leben gegeben. Es erhielt später den Namen

«Zönakulum», denn sein Vorbild sollte der «Obersaal» (Apg. 1, 13) sein, wo man «einmütig im Gebete verharrte mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu». — Auch das Institut der Lehrschwestern, das P. Terme gegründet hatte, bestand weiter und wurde vom Zönakulum getrennt.

Im Jahre 1834 starb der Gründer und hinterließ ein kaum begonnenes Werk. Die Schwestern waren so bestürzt und der Mutlosigkeit nahe, daß Mutter Theresia ihre ganze mütterliche Liebe aufwenden mußte, um sie davon zu überzeugen, daß Gott sie nicht verlassen werde. P. Terme hatte in seinem Testament das Institut den Jesuiten anempfohlen, und wirklich erhielt die Mitgründerin, Mutter Theresia, von P. Provinzial Renault und dann auch vom Bischof die Zusicherung, daß die Gesellschaft Jesu sich der Gründung annehmen werde. Übrigens hatte an sich P. Terme selbst schon die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu erhalten. — Nun begann aber für die Selige ein neuer, für menschliches Ermessen schier unbegreiflicher und unerträglicher, in den Augen Gottes aber ungemein wichtiger und fruchtbarer Lebensabschnitt. Mutter Theresia, die damals 32 Jahre zählte, sollte nun noch fast ein halbes Jahrhundert lang durch äußerste Verdemütigung und restlose Hinopferung im wahrsten und tiefsten Sinne die Gründerin des herrlichen Werkes werden, während sie in den Augen der Menschen nichts mehr zu tun und zu bedeuten schien. Christus der Herr hat ja sein Werk der Erlösung nicht sosehr durch seine Wunder als vielmehr durch sein Gebet und sein Leiden vollbracht, und dieses Gesetz gilt immer noch für die Werke Gottes unter den Menschen. Der Jünger ist nicht über den Meister, der gesagt hat: Wenn ich gekreuzigt bin, dann werde ich alles an mich ziehen. — Im Leben der seligen Couderc kamen aber die Leiden und Verdemütigungen durch Menschen, die guten, aber nicht immer erleuchteten Willen hatten. Einer der Biographen der Seligen, P. Henry Perroy, SJ., sagt wörtlich: «Manche der Lösungen, die von den Jesuitenpatres für die Töchter des P. Terme gegeben wurden, waren trächtig an kreuzigenden Folgen. Wir wollen von den Schatten und vom Licht berichten. Die Nacht und der Tag geben Ehre dem Herrn.» — Schon sehr bald wurde P. Fouillot, ein sehr angesehener und einflußreicher Pater, beauftragt, Regeln für die Genossenschaft zu schreiben. Er hielt einen Vortrag vor den Schwestern in La Louvesc; dabei sang er in unerwarteter Weise das Lob einer unbekannten Person: «Ich kenne eine, die ist weit weg von hier. Oh, wenn Sie sehen könnten, welch schöne Seele! Sie hat ein ganz großes Vermögen, aber ihre Tugenden sind noch weit wunderbarer ...» Mutter Theresia hat diese Worte des Paters aufgezeichnet, aber sie wäre sicher sehr erstaunt gewesen, wenn ihr damals jemand gesagt hätte: Diese Witwe, deren Lob Sie soeben gehört haben, wird in Bälde für Sie zum Anlaß großer Leiden werden! — Die Sache kam so: Eine andere, reiche und junge Witwe, Madame Gallet, war in die Genossenschaft eingetreten und nach zwei Jahren eines heiligen Todes gestorben. Sie hatte schon zu Lebzeiten nicht unbeträchtliche Summen dem Hause geschenkt, und diese wurden zum Bau einer Kapelle und zur Vergrößerung des Hauses verwendet. Dafür konnte man auch auf Zuwendungen des Testaments rechnen. Nun stellte es sich aber heraus, daß die Verwandten der verstorbenen Witwe das Testament anfechten würden. Das gab zu Befürchtungen Anlaß, und eine junge Novizin, die mit der Vermögensverwaltung beauftragt war, legte dem P. Renault eine Liste der Schulden vor, die Mutter Theresia gemacht habe. Die Liste war nicht richtig, denn es waren auch die Schenkungen zu Lebzeiten als Schulden eingetragen, obwohl diese in keiner Weise angefochten werden konnten. P. Renault erschrak über diese Summe (von angeblich 37 000 Fr.), und nach kurzer Zeit mußte Mutter Theresia selbst ein Schreiben verlesen, worin sie ihres Amtes enthoben und eine Madame de La Villeurnoy als «Oberin und Gründerin» eingesetzt wurde. Diese war jene von P. Fouillot gerühmte Witwe, die im Jahre 1838 in La Louvesc eingetreten und schon nach zwei Wochen eingekleidet worden war. Sie hätte durch ihr Vermögen die Schulden zahlen und durch ihren Namen «Berufe» werben sollen. Schwester Theresia aber war und blieb von da an fast vier Jahrzehnte lang beiseitegesetzt und sozusagen nur geduldet, wie wenn sie eine Gefahr für das Institut gewesen wäre. Die neue Oberin freilich wurde bald zum Ärgernis für die Auswärtigen und zum Anstoß für die Schwestern; nach elf Monaten mußte sie abgesetzt werden, trat aus der Genossenschaft aus und nahm kein gutes Ende. Über sie in der kritischen Zeit befragt, hatte Schwester Theresia dem P. Renault erwidert: «Über Madame de Villeurnoy rede ich nicht.» Der Pater hatte Feingefühl genug, um dieses edle Schweigen zu achten. Wie es aber ihr selbst in all den folgenden Jahren erging, das ist zur Genüge in einer ihrer kurzen Aufzeichnungen angedeutet: «Ich mußte sehen, wie (unter der neuen Generaloberin) Schwestern entlassen wurden, deren Tugend ich kannte. Ich wurde bei der bischöflichen Behörde als eine Person hingestellt, die nur nach ihrem eigenen Sinn und ohne Rücksicht auf die kirchlichen Vorgesetzten handle. Und in der Klostergemeinschaft selbst nahm man an, daß ich es bedaure, nicht mehr an der Leitung beteiligt zu sein; man schaltete mich ganz aus und beschäftigte mich ständig mit Arbeiten, die mich auch von den Erholungen fernhielten.» So war sie all die Jahre mit den geringsten und beschwerlichsten Arbeiten im Haus und im Garten beschäftigt. Zwar sah sie in allen, die sie verkannten, nur «Werkzeuge des lieben Gottes» — um ihre eigenen Worte zu gebrauchen —, aber sie gestand doch einmal einer verdemütigten Mitschwester: «Glauben Sie vielleicht, ich hätte nicht unter der Zurücksetzung gelitten?» Nur zweimal trat sie in etwa aus dem Dunkel hervor: als sie nämlich auf übernatürliche Eingebung hin in Abwesenheit der Provinzoberin in Lyon ein sehr günstiges Haus kaufte, das sonst der Genossenschaft verlorengegangen wäre; und dann, als der Erzbischof von Paris sie dorthin berief, um den gefährlichen Einfluß von Madame Anais auszuschalten, die P. Fouillot als Generaloberin gewünscht hätte, die aber, als sie nicht gewählt wurde, die Genossenschaft verließ und auch andere mit sich zu ziehen suchte. P. Martindale bemerkt hiezu: «Das Seltsamste ist, daß der wirklich erfahrene Seelenführer (P. Fouillot) sich so vollständig täuschen konnte über die (angeblich) außernatürlichen Mitteilungen und Gnaden» (von Madame Anais) und — so können wir hinzufügen — daß er Schwester Couderc so sehr zu verkennen schien. Erst in den letzten ungefähr zehn Jahren der Seligen, unter dem Generalat der Mutter Aimée Lautier vollzog sich ein Umschwung und eine gewisse Ehrenrettung der demütigen Mutter Theresia. Gott aber hatte unterdessen die demütige Dienerin sein beglückendes Licht kosten lassen, um sie dann allerdings noch zu einem so vollständigen «Ganzopfer» zu machen, wie nur Er es zu wirken vermag. Gott will ja nicht, daß seine Erwählten ihre Zelte dauernd auf Tabor aufschlagen, sondern daß sie den Kelch trinken, den der vielgeliebte Sohn des Vaters zuerst getrunken hat. Gewiß hat Mutter Theresia dieses wunderbarste Geheimnis ihres Lebens zu verbergen gesucht, aber manche Berichte an ihre Vorgesetzten lassen doch ein wenig von dem Reichtum ihrer Seele ahnen, von dem wir hier nur noch ganz kurze Andeutungen machen können. Der Herr

ließ sie vor allem verstehen, wie sein eucharistisches Leben in den Worten zusammengefaßt ist: Er hat sich ausgeliefert (vgl. quod pro vobis tradetur), ausgeliefert an die Kirche, die über seinen heiligen Leib verfügt... Zugleich ließ sie der Herr den großen Nutzen begreifen, den eine Seele hat, wenn sie «sich ohne Vorbehalt der Führung des Hl. Geistes ausliefert». Sich ausliefern heißt aber: «keine eigene Genugtuung mehr suchen, sondern einzig das Wohlgefallen Gottes, sich selbst ersterben und sich nicht mehr mit sich selbst beschäftigen, sondern sich einzig Gott zuwenden.» — Gegenstand ihres betrachtenden Gebetes waren immer nur die zwei unerschöpflichen Wahrheiten von der Heiligkeit Gottes und von der eigenen Armseligkeit. «Ich kann», so sagte sie, «nichts anderes mehr erwägen als dies: Die Heiligkeit, die Gott ist und die über alles menschliche Begreifen geht. Beschämt und in tiefer Vernichtung wiederhole ich Stunden hindurch nur dies: Jesus, ich bete Dich an, weil Du heilig und die Heiligkeit selbst bist!» Sie sah aber auch die «Güte Gottes» gleichsam hineingeschrieben in alle Geschöpfe, in die belebten und unbelebten, in die vernunftbegabten und die vernunftlosen; denn alles, was sie uns bieten können, verdanken wir jener Güte, die ihnen irgend etwas aus der göttlich-unendlichen Fülle mitgeteilt hat. — Die zweite Grundhaltung ihrer Seele beschreibt die Selige selbst mit den Worten: «In meiner tiefen Armseligkeit weiß ich nur ein Wort zu sagen: Jesus, erbarme Dich meiner! Aber bei diesem Worte sehe ich wie in einem Spiegel alle Nöte der ganzen Welt. Alle Anliegen, die uns empfohlen werden, und alle besonderen Meinungen gewinnen für mich Gestalt in dem Schrei: Jesus, erbarme Dich meiner, ein Schrei, den zu wiederholen ich nicht müde werde.» — Dieses in sich schon vollkommene Gebet der Einfachheit sollte aber durch eine besondere Vereinigung mit dem Erlöser noch eine weit tiefere Kraft und Bedeutung bekommen. Nachdem Mutter Couderc angeregt war, sich Gott als «Ganzopfer» anzubieten, das restlos für ihn verzehrt werden sollte, war sie nicht bloß am ganzen Körper von (vielleicht rheumatischen) Schmerzen gepeinigt; vor allem stand ihre Seele in einem geheimnisvollen Nach- und Mitleiden des Ölbergsleidens Christi, nicht nur am Donnerstag und Freitag, sondern fast ständig. Eine Schwester, die vor kurzem erst im Zönakulum von Fourvière in Lyon eingetroffen war, lief ganz entsetzt zur Oberin, um ihr mitzuteilen: in der Kirche müsse jemand in ganz großen Leiden sein, denn sie habe gehört, wie vom Chor herab schmerzliche Seufzer kamen. Die Oberin mußte erwidern: «Wir können da nichts machen. Es ist Mutter Theres, die mit dem Heiland leidet und weint. Sie sind hier noch neu, aber Sie werden das noch oft, sehr oft hören. Die Mutter weint auf der Tribüne des Chors und ist so taub, daß sie meint, ganz leise und unhörbar zu weinen, und wir leiden mit ihr.» — Nachdem also Mutter Theres jahrelang und viel von seiten der Menschen zu leiden hatte, kamen nun noch größere Leiden über sie, wie sie nur Gott schicken kann. Es muß doch wahrlich ein großer Wert und Schatz im rechten Leiden liegen, wenn Gott es immer wieder gerade seinen treuesten Dienern als Anteil gibt; uns es muß in den Augen Gottes etwas ganz Großes sein um das verborgene Leben, Lieben und Opfern, wenn er fast das ganze Leben der seligen Mutter Theres Couderc sich in dieser Verborgenheit abspielen ließ. Gegen Ende ihres langen Lebens wiesen allerdings auch einige wunderbare Vorkommnisse auf die so lange beiseitegesetzte Schwester hin. Mutter Couderc hatte bei ihrer an sich sehr nüchternen Anlage eine gewisse Schwierigkeit, an die Erscheinungen der seligsten Jungfrau in La Salette und Lourdes zu glauben. Da kam sie auf den Gedanken, als Zeichen für die Echtheit jener Erscheinungen in einer Novene die Heilung einer schon jahrelang gelähmten Mitschwester zu erbitten. Am letzten Tag der Novene stand die Gelähmte auf und machte wieder das Leben der Klostergemeinde mit. Man berichtet, daß von da an die Selige nicht mehr daran zweifelte, daß Maria an den Ufern des Gave und in den Bergen Südostfrankreichs ihre Gegenwart kundgetan habe; sicher ist jedenfalls, daß von da an die glücklichen Zeugen des Wunders im Zönakulum mehr und mehr an die Heiligkeit der bis dahin kaum beachteten M. Theresia glaubten. — Nicht weniger köstlich als solche Begebenheiten waren aber die Worte der Weisheit und Erfahrung, die Mutter Theres gelegentlich sagte und die man nunmehr in Ehrfurcht entgegennahm. Nur einige Proben davon: «Ich langweile mich nicht auf Erden. Ich will bleiben, so lang es dem lieben Gott gefällt. Übrigens hat der Heiland sich gleichsam dazu verurteilt, bis ans Ende der Welt auf Erden zu sein; sollte es da nicht unsere Freude sein, bei Ihm zu bleiben? — Tun wir unsere Pflicht vor Gott und dem Nächsten! Und dann lassen wir die Menschen reden und machen! Wenn Gott für uns ist und unser Gewissen uns nichts vorwirft, dann wollen wir uns wenig um das Urteil der Menschen kümmern. Im übrigen schauen wir auf den Tabernakel. Er, der dort wohnt, versteht alles, errät alles und liebt uns! — Für jene, die mit den Augen des Glaubens die Dinge betrachten, sind die Verfolger mehr zu bedauern als die Verfolgten. Beten wir für sie! Sind sie doch die Ruten, deren Gott sich bedient, um uns zu züchtigen. Er sei dafür gepriesen! Sein Wille offenbart sich in den Ereignissen. Lieben wir diesen göttlichen Willen allezeit! — Man denkt zuwenig daran, um eine Gnade zu bitten, die doch die Grundlage aller Tugenden ist, nämlich die Gnade eines großen Glaubens, eines ständig wachsenden Glaubens!»

Ihr letztes Wort aber, gesprochen an ihrem Todestag, 29. September 1885, war gleichsam ein Vermächtnis an das Institut, dessen Gründerin sie war, und zugleich das Leitwort ihres eigenen Lebens, das erst mit 80 Jahren ein Ende nahm: «Ich bitte Gott, daß wir nie etwas tun, um uns zu zeigen oder bemerkbar zu machen, sondern daß wir das Gute in der Verborgenheit üben und uns immer als die Kleinsten in der Kirche Gottes betrachten.» F. Bn.

Lichtbildervorträge über den Vorderen Orient

(Mitgeteilt)

Kan. Dr. K. Gschwind ist für ein Vierteljahr aus dem Orient in die Schweiz zurückgekehrt. Er anerbietet sich, in Schulen, Internaten, Pfarrvereinen Lichtbildervorträge eigener Aufnahmen zu halten über seine Reisen im Vorderen Orient. Vor allem dürfte Ephesus, seine beiden Marienheiligtümer und das Johannesgrab das allergrößte Interesse beanspruchen im Hinblick auf die durch sie in die Wege geleitete Wendung in den Beziehungen zwischen Islam und Christentum. Der biblische und kirchengeschichtliche Stoff läßt sich auch sehr gut in kirchliche Advents- und Weihnachtsfeiern einkleiden. Man wende sich an Kan. Dr. K. Gschwind, Basel, Seelsorgshilfe, Weiherweg 26. Tel. 3 65 82. (Siehe Inserat.)

Das Labyrinth des Bauernproblems

(Schluß)

Damit kommen wir gleich auf weitere Vorzüge. Wer hätte in seiner Beschäftigung eine ähnlich bunte und ergötzliche Abwechslung in der lebendigen Natur, unter dem weiten Himmelszelt, im Auge und Herz erquickenden Grünen, in herrlicher Landschaft, in der freien gesunden Luft? Wer findet so andauernd die Wunder Gottes vor sich ausgebreitet, die Blüten- und Blumenpracht und was da kreucht und fleucht? Ist es nicht jedesmal neu ein tiefes Erlebnis, beglückend und ehrfurchtgebietend, zu verfolgen, wie das Saatgut, das gläubig dem Mutterschoße der Erde anvertraut wurde, keimt und wächst und in die Halme schießt, mannshoch, und unter dem Gewicht der schwellenden, gelben Ähren sich neigt? Sind es nicht Hochgefühle, die breit- und hochgeladenen Fuder der Scheune zuzufahren? Unter dem Karst oder Pflug die großen, gesunden Kartoffeln hervorkollern zu sehen? In die Bäume zu steigen, von denen herunter, schelmisch unters Laub geduckt, die prallen, kohlschwarzen Kirschen dem Krattenmann entgegenlachen? Herbstens mit umgebundenem Sack zwischen all der roten, gelben oder bunten Last der Apfelbäume nach einer Anlehnungsmöglichkeit für die Leiter zu spähen und dann stundenlang, tagelang in diese Herrlichkeiten zu greifen? Oder auf den Butterbirnenbaum zuzugehen, dessen gelbgrüne Früchte wie Riesentropfen einem in die Hände und ins Herz fallen wollen, und dann solcher einige erste der entzückten Mutter auf den Küchentisch zu legen? Welche Pracht ist erst eine große, pralle, saftige, goldgelbe oder blaue Traube, bitte immer hinzudenken: vom eigenen Grund und Boden! Ach, jener geistliche Professor und Archivar, wenn er im Herbst Sonntagsgäste unter die Zwetschgenbäume führte, wie hat der die edlen Früchte immer nur mit zwei Fingerspitzen gehalten, um den Schmelz nicht zu zerstören! Wie mochte er nicht leiden, daß man achtlos darauf fingerte, wie konnte er richtig böse werden, wenn man den Schmelz abrieb!

Aber da gewahre ich längst weitum unwilliges Kopfschütteln: «Kindereien! Gefühlsduselei! Romantik! Davon kann man nicht leben, und wenn es noch tatsächlich so wunderlieb wäre! Wenn aber nichts an den Bäumen hängt? Nichts aus den Furchen kollert? Das Heu einem wie heuer als Stroh heimkommt, nach wochenlangem Flattieren? usw.! Da vergehen auch dem Einfältigsten die Hochgefühle!»

Unser wackerer Nachbar hat sich auch heuer nicht unterkriegen lassen. Auch er konnte erst am 30. Juli das letzte Heu einfahren. Zwei Fuder waren es noch, die ihm die drei braven Stuten heimzogen (dieweil ihre drei Füllen sich auf der Weide tummelten). Aber nach altem Brauch hatten die sieben Kinder — das halbjährige Marieli schlummerte daheim bei der Mutter im Stubenwagen — den letzten Wagen und sich selbst geschmückt und fuhren, auf der Höhe des Fuders thronend, an meinem Fenster singend und lachend vorbei.

Ist nicht am Ende diese «Einfalt» doch die wahre Klugheit und der bessere Teil? Wenn man immer noch, wie die frommen Alten taten, sich und die Seinen zu trösten weiß: «Es ist stets so gewesen und wird stets so bleiben: fettere und magerere Jahre lösen sich ab. So dürfen wir hoffen, es gebe dafür nächstes Jahr schön Obst und Kartoffeln und trockenes Heu. Schließlich sind wir ja nicht auf der Welt, um alles nach Wunsch zu haben. Das geht auch allen andern so. Was wir zum Leben brauchen, das fehlt uns ja nicht. Wir wollen Gott dem Herrn darum danken und unser kleines Kreuz zufrieden tragen.» Ein anderer, der statt dessen aufbegehrt und über diese «Einfalt» spottet, hat er darum ein besseres Los? Trägt er sein Kreuz wohl ebenso ring und verdienstlich?

Im Bewußtsein, wie sehr man von der göttlichen Vorsehung abhängig ist, ungleich mehr als etwa ein Fixbesoldeter, liegt sogar eine große Gnade. So wird nämlich der Bauer schier notwendig ein Beter, der immer und immer wieder dem Herrn alles empfiehlt und auch immer wieder zum Danken Anlaß sieht. Außerdem verkennt er auch den ehrenden Vorzug nicht, daß er in der großen Schöpferwerkstatt Gottes mitschaffen darf und so mit Fug und Recht die Ehre mit dem Höchsten teilt, der Menschheit Nährvater zu sein. So hat denn auch manche Arbeit geradezu etwas Sakrales an sich. Oder greift man nicht unwillkürlich nach dem Hut, wenn man einen Bauer hinter dem Pflug herschreiten oder ihn hernach über den aufgebrochenen Acker gehen sieht, mit weitem Wurf den Samen streuend? Nochmals, wer hat so viel Gelegenheit wie der Bauer, die Wunder Gottes zu beobachten und die Macht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters anzubeten? Darum ist auch ein unfrommer Bauer eine widerwärtigste Karikatur.

Ist der Bauer selber gotterfüllt, dann gibt es für ihn nichts Schöneres und Lieberes, als auch die Kinder zu dieser Natur- und Gottverbundenheit zu erziehen, ihnen die Sinne zu öffnen für alles Schöne und Wunderbare und damit stets mit Bedacht den Hinweis auf den göttlichen Künstler zu verbinden. — Wahrhaft beneidenswertes Bauerntum!

Der Vorzüge sind noch mehr. Wer kann so gesund und natürlich aufwachsen wie Bauernkinder? Dazu gehört auch, daß man keine Zeit und deshalb auch keine Versuchung hat, sie zu verbäbeln. Wer hat so reichlich Platz (und Sicherheit) für die Jugend, nicht bloß zum Spielen und Tollen, sondern auch sie zu betten? Wer hat so für die Kleinen und Allerkleinsten schon passende und nützliche Beschäftigung, Spiel und Arbeit in so bunter Auswahl und Abwechslung, für den Tatendrang so angemessene Möglichkeiten und recht bald schon spürbare Mithilfe an den Kindern? Für wen macht es so wenig aus, wirtschaftlich, ob ihnen der Herr ein ganzes Schärlein Kinder schenkt oder noch einige mehr? Nach einem guten Dutzend Jahren bedeuten sie ebenso viele Helfer. Welche Küche spürt es weniger, ob sich da noch ein paar hungrige Mäulchen mehr an den großen Tisch drängen? — Der Bauernhof, ein Kinderparadies!

«Ja, ja, wenn der Bauer wirtschaftlich so dran wäre, wie es ihm zukäme!»

Nochmals sei zugegeben: im rein wirtschaftlichen Vergleich ist die Bauersame den andern Wirtschaftsgruppen gegenüber im Nachteil. Brugg und die Bauernvertreter haben zwar Namhaftes verbessern können, und das war lobenswert und nötig. Aber wesentlich mehr ist kaum zu erreichen. Wenn wenigstens den Berg- und Kleinbauern noch spürbarere Hilfe wird!

Aber allgemein gesagt, geht es den Bauern so übel nicht, wie man dergleichen tut. Man muß auch mitbedenken, wieviel niedriger den Bauer die Lebenskosten zu stehen kommen. Der Wohnungszins ist doch bedeutend niedriger anzuschlagen als bei andern Berufsgruppen. Kleider und Schuhe kann man auf dem Bauernhof viel gründlicher austragen. Vor allem, wie weithin ist der Bauer immer noch Selbstversorger! Milch, Eier, Obst, Gemüse, Kartoffeln, ein gut Stück auch noch das Fleisch.

Dazu kommt nun noch etwas anderes, sehr Wichtiges. Da hieß es oben, und heißt es leider nur allzu oft: «Davon hat man nicht gelebt.» Von den Hochgefühlen nämlich, vom Schönen, Befriedigenden und Beglückenden im Bauernleben. Der Magen kann davon nicht leben, ja. Aber Herz und Gemüt kommen desto reichlicher auf die Rechnung, können es wenigstens, wenn man die unzähligen Möglichkeiten dazu wahrnimmt. So man dies aber unterläßt, statt dessen noch hochnäsig über andere spottet, die sich den Geschmack und Genuß daran bewahrt haben, dann muß man eben den Freudenbedarf anderweitig eindecken. Daß nämlich das Gemüt der Freude ebensowenig entraten kann wie der Magen der Speise und des Trankes, das beweisen am überzeugendsten eben jene Spötter, die unfehlbar ansehnliche Summen dafür aufwenden, Sonntag für Sonntag und unter der Woche auch noch etliches, soweit es reicht. Weil sie scheints nicht einmal damit zu sättigen sind, werden sie so unzufrieden, daß sie das Bauern aufgeben und in die Fabrik laufen.

Freude braucht der Mensch, viel Freude. Er lebt davon wie von der Sonne. Darum muß man Verständnis haben für den Fabrikarbeiter, den es nach Feierabend ins Wirthaus oder ins Kino treibt und der über das Wochenende aufs Land hinaus muß.

Wie viele und hohe Auslagen kann sich dem gegenüber die Bauernfamilie ersparen, die ja freudenmäßig im Überflusse schwelgen kann, wenn sie sich den Sinn dafür bewahrt hat! Wenn sie an ihre beneidenswerten Vorzüge glaubt, wenn sie den edlen und so berechtigten Bauernstolz noch in sich fühlt, wenn sie noch Mitleid hat mit den armen Menschen, die die ganze Woche in der schlechten Fabrikluft stehen oder sitzen und die ewig gleiche Bewegung machen müssen und nie ein Ganzes sehen können, das sie gewerkt haben! Mitleid, daß sie teures Geld auslegen müssen, um wenigstens am Sonntag in die grüne Weite zu kommen, um teures Geld sich die Möglichkeit erkaufen müssen, drei Ferienwochen in den Bergen zuzubringen, die ihnen, den bescheidenen Bäuerlein, das ganze Jahr gehören.

Aus dem Bauernstolz kommt die Zufriedenheit (ohne Freudenarmut!), daraus die bescheidene Lebensweise. Alsdann kommt man durchschnittlich ganz gut aus, sogar mit einer großen Familie, nicht nur die Berner. Wo immer dieser alte gediegene Bauerngeist lebendig ist, da wird fleißig und froh gewerkt, zur Sache geschaut, und eine Generation später kann man die wackere Familie auf ein paar weitern Höfen dazu antreffen, und — ab esse ad posse valet illatio.

Hat aber im Bauernhaus einmal das reine Geldrechnen angefangen, dann sind die Leute bis ins Mark getroffen, vergiftet. Dann sagt ihnen das Schöne und Befriedigende ihres Standes nichts mehr. Dann werden und bleiben sie unzufrieden, vergnügungssüchtig und neidisch auf andere Stände und Berufe, sehen bei diesen nur die Licht-, bei sich nur die Schattenseiten. Wie sollte um ewig unzufriedene und schimpfende Eltern herum das Jungvolk mit der Scholle und dem Beruf verwachsen können? Durch größere Rentabilität vielleicht? Nein nein, mag das Landwirtschaftsgesetz ihre Lage noch soviel verbessern, es genügte ihnen nie. Geld verhindert die Landflucht nicht.

Zu wenig Personal im Bauerngewerbe? Vorläufig ist immer noch der Bauernstand der kinderreichste. Er kann sogar an andere Berufsgruppen Überschuß abgeben. Es steht also bei ihm, des eigenen Standes Bedürfnisse zuvor zu sichern. Aber eben, nicht mit Geld, nicht mit finanziellen Erwägungen und Versprechungen. Nur mit dem Bauernstolz, nur mit der Freude, womit die Eltern die Kinder anstecken. Das ist der Ariadnefaden. J. M. Barmettler

Mitteilung

Die gemeinsame Kapitelsversammlung der Dekanate Hochdorf und Luzern-Land findet Montag, den 26. November 1951, im Gasthof «Emmenbaum» in Emmenbrücke, vormittags 10 Uhr, statt.

Kirchenamtlicher Anzeiger des Bistums Basel

Recollectiones

in Beinwil (Freiamt) am 8. November;
in Bern am 15. November, nicht am 22. November;
in Beromünster am 16. November, nicht am 23. November;
in Schaffhausen am 22. November, nicht am 29. November.

P. M.

Meßweine

sowie **Tisch-u. Flaschenweine**
beziehen Sie vorteilhaft von der vereidigten, altbekannten Vertrauensfirma
Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41

Wegen Todesfalls des bisherigen Herrn sucht gesetzte Person erneut Stelle in einem

Priesterhaushalt

Offerten erbeten unter Chiffre 2532 an die Expedition der KZ.

Beicht-Betstühle
für Sakristei oder Privatzimmer. — Formschöne Betstühle

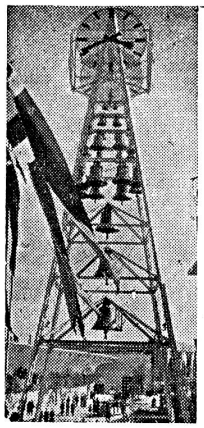
Holzgeschnitzte Kruzifixe
größte Auswahl

ANT. ACHERMANN, LUZERN
Kirchenbedarf

Beim Kauf von
Harmoniums
wenden Sie sich am besten an den Fachmann. Neue und Occasionen stets am Lager. Reparaturen, Autodienst.
H. Keller, Harmoniumbau, **Oberhofen/Thun,** Telefon (033) 7 11 56.

Religiöse Literatur
Buch- und Kunsthandlung
Räber & Cie.
Luzern

Kirchentreppichr
LINSI Luzern beim Bahnhof



Glockengießerei
H. Rüetschi AG., Aarau

Kirchengeläute
Neuanlagen und Erweiterungen
Umguß gebrochener Glocken
Glockenstühle
Fachmännische Reparaturen

Glockenturm
Schweiz. Landesausstellung
Zürich 1939

Uebergangs-Mantel
Fr. 168.—

im Spezialgeschäft
für Priesterkleider

ROOS—LUZERN

b. Bahnhof, Haus Monopol, Eingang Frankenstr. 2
Telefon (041) 2 03 88

PARAMENTE
FRÆFEL v. CO.
ST. GALLEN TEL. 27891

Kath. Priester
finden
liebevolle Aufnahme und Pflege

für Daueraufenthalt oder kurze Erholung, in gepflegtem, komfortablem Landhaus mit Park, in prachtvoller Lage am Zürichsee. Sonnige, schöne, gutgeheizte Einzelzimmer, möbliert, auch unmöbliert. Pensionspreis inkl. allem ab Fr. 12.—.
Offerten unter Chiffre 2534 erbeten an die Expedition der KZ.

Can. Dr. K. Gschwind offeriert

während seines Schweizer Aufenthaltes bis Mitte Jan. 1952 Lichtbildervorträge über Palästina und die biblischen und urchristlichen Oertlichkeiten Kleinasiens, insbesondere Ephesus; ferner Advents- und Weihnachtsfeiern.

Basel, Seelsorgshilfe,
Weiherweg 26, Tel. 3 65 82.

Kirchenfenster *und*
Vorfenster *zu bestehenden Fenstern*

in Eisen und Metall durch die Spezialfirma

MEYER-BURRI & Cie. AG.
Kassen- und Eisenbau · **LUZERN** · *Vonmattstr. 20* · *Tel. 21874*

Kirchenvorfenster

bewährte **Eisen**konstruktion, erstellt die langjährige Spezialfirma
Johann Schlumpf AG., Steinhausen
mech. Werkstätte

Verlangen Sie bitte unverbindlichen Besuch mit Beratung und Offerte
Telephon 41068

Telephon (033) 2 29 64

Fabrikation von Präzisions-Turmuhren modernster Konstruktion
Umbauten in elektroautomatischen Gewichtsaufzug
Zifferblätter, Zeiger

Revisionen und Reparaturen aller Systeme
Qualität Garantie Preis

Gutausgebildeter, 36jähriger

Priester

der Freude am Unterrichten, Predigen u. Schriftstellern hat, **sucht Stelle** in Pfarrei, Schule, Spital od. Institut. **Bescheidene** Lohnansprüche!
Antworten sind unter Chiffre 2535 an den Verlag der KZ., Luzern, Frankenstr., zu richten.

Fräulein, mit gediegener Charakter- und Allgemeinbildung, treu und verschwiegen, gute Köchin und erfahren in der Führung eines gepflegten Haushaltes, wünscht

Vertrauensposten

als Haushälterin in geistliches Haus. — Auch Posten in Bergpfarrhaus sehr angenehm.
Offerten erbeten unter Chiffre 2533 an die Expedition der KZ.

● **Wir bitten, für die Weiterleitung jeder Offerte 20 Rappen in Marken beizulegen.**

Verboten

sind ab Neujahr 1952 die Verarbeitung von Kupfer und Messing für den Großteil der Kultusartikel. Wünschen Sie noch ganz schwere Messing-Blumenvasen, formschön, für moderne und alte Kirchen passend, in 4 Größen, mit Gitterli — bitte jetzt noch um Bestellung. Der Export dieser Spezialität nach den USA., trotz hoher Fracht und Zoll, beweist die Unerreichtheit dieser absolut standsichern, unzerstörbaren Altarvasen.
Ebenso leichtere Messing- und Kupfervasen und Cachepots in allen Größen. Auch Weihwasserkessel und -becher, Rauchfässer, Kerzenständer, Lampen usw., bitte rechtzeitig noch in Auftrag zu geben.
J. Sträßle, Tel. 041/2 44 31, **Luzern**